

II. Jahrgang.
No. 31

30. Juli 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Zum Kriege mit Serbien.



Der österreichische Generalstabschef Franz Baron Conrad von Hötzendorf.
(Weitere Bilder siehe Seite 5, 8, 9 und 16.)

Phot. Goldmann & Siegel, Berlin.

1. Der Sieger des französischen Grand Prix der Luftballons in Paris, der Ballon „La France“ mit seinem Führer Rempelmeyer.

2. In Hirtzfelden (Ober-Elsass) gingen zwei französische Militärsieger nieder.

Sie wurden nach einem Verhör freigelassen.

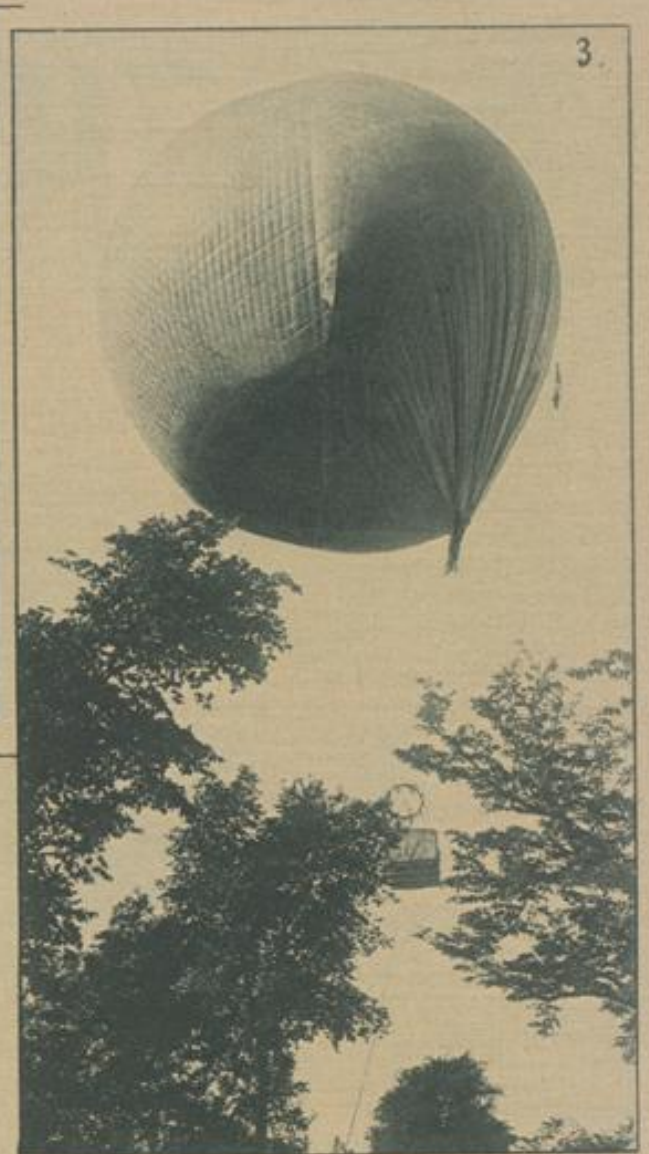
3. Der Unfall beim „Grand Prix“ der Luftballons in Paris. Die Gondel blieb an einem Baum hängen und fiel mit den Insassen, die schwer verletzt wurden, zu Boden.



Phot. Charles Tassin. Paris.

Wie schnell man vor 100 und vor 2000 Jahren reiste.

In unserer, nach Schnelligkeitsreformen jugendlichen Zeit, in der die menschliche Postkutsche sich bereits mit dem Gedanken an regelmäßige Luftverkehrsverbindungen vertraut gemacht hat, sind wir gewohnt, in dieser Hinsicht mit tiefer Geringschätzung auf vergangene Zeiten herabzublicken. Wir sind dazu wohl berechtigt, wenn wir an die geradezu unglaublichen Verkehrsstände denken, die vor einem Jahrhundert, ja noch vor 80 Jahren in Deutschland herrschten. Dauerte doch nach einem Bericht vom Jahre 1820 die Fahrt von Frankfurt a. M. nach Stuttgart sage und schreibe 40 Stunden, von denen 14½ Stunden auf Aufenthalte kamen. Von Berlin nach Leipzig fuhr man nach Kurzberichten vom Jahre 1810 1½ Tage, von Berlin nach Breslau 4 Tage, nach Königsberg gar eine Woche. Die wirklichen Gründe lagen vor allem in den schlechten Wegen. Gab es doch 1816 im ganzen Königreich Preußen ein wenig über 500 Meilen Chaussee gegenüber 10.000 Meilen beutunfähiger innerer Wege. Das übrige war Sand und Lehm! Daher unzählige Verichte von niedergehenden Wagen. Ja, es wurde sogar vielfach gesagt, daß man die Wege abtrottelte in so trostlosen Zuständen, daß man Gattin und Handwerker an den Posten und Kutschknechten nur so recht viel verdiente. Dazu nahmen noch die unausgelenkten Zoll- und Offizierspländereien unendliche Zeit in Anspruch. Wurden doch um 1780 herum z. B. auf der Strecke von Dresden nach Magdeburg noch 18, von Berlin nach Rastatt 7 Wochentage erhoben. Wer von Berlin nach der Schweiz reiste, hatte 10 fremde Staaten zu passieren. Wie viel besser als die Bewohner des heiligen



Das für die Expedition Sir Ernest Shackleton gebaute Schiff vor seiner Ausreise im West India-Dock in London.

römischen Reiterreitschreit der Nation war da der alte römische Bürger dran. Man wählte damals schneller zu reisen als zu Beginn des 19. Jahrhunderts. So legte man zur Zeit Christi mit der Staatspost die 150 geographischen Meilen von Antiochia bis Konstantinopel in sechs Tagen zurück, also pro Tag etwa 100 Kilometer. Cäsar reiste von Rom bis an die Rhone in nicht vollen acht Tagen, machte also 150 Kilometer pro Tag, was mit Recht, in Berücksichtigung der großen Entfernung, für sehr schnell galt. Geradezu verblüffend schnell ritt der Kurier, der die Nachricht von der Ermordung des Marins — natürlich auf gewechselten Pferden — in knapp vier Tagen von Aquileja nach Rom brachte. Er legte also mindestens 200 Kilometer pro Tag zurück, eine Leistung, die jeder Novallist erstaunlich hoch finden wird, da sie weit die Durchschnittsleistungen unserer, allerdings mit einem Pferde besessenen Ritten um den Kaiserpreis übersteigt. Die schnellste bekannte Reise ist die des Tiberius zum erkrankten Drusus von Bonna nach Germanien. Durch das Land der eben besiegten Chatten ritt er mit nur einem Begleiter — natürlich mit Pferdewechsel — in 24 Stunden etwa 200 Kilometer! Um ein schnelleres Fahren zu ermöglichen, war man schon im Altertum auf den Gedanken gekommen, Schienen anzulegen und zwar auch für gewöhnliches Fahrwerk auf hart befahrenen Straßen. Man stellte diese Geleise durch Einschnitte in den Boden her. Solche gab es z. B. an den Toren von Athen, auf dem Wege, der direkt von Piräus nach der Agora führte. Die Reihnischen dieser in den steinernen Boden eingegrabenen Geleise mit unseren Schienen wird noch vervollständigt durch die Anlage von richtigen Ausweichkurven, die, im gebührenden Abstand angelegt, das Kreuzen zweier Wagen auf dem einzigen Geleise gestatten.

Der Prozeß gegen

Frau Caillaux.

Man darf wohl sagen, daß der Prozeß gegen Frau Caillaux das Interesse der Pariser Blätter und der Pariser Bevölkerung derart in Anspruch nimmt, daß alle politischen Vorgänge in der übrigen Welt dagegen verbleiben. Die Pariser Zeitungen beschäftigen sich auf das eingehendste mit allem, was den Prozeß angeht. In ihren Stimmungsbildern wird sogar der Kaffeebeugen, den Frau Caillaux trinkt, bezw. heben läßt. Das große Interesse, das ganz Frankreich und alle Welt an diesem Prozeß nimmt, ist aber auch zu verstehen, denn nicht nur eine ungewöhnliche Tat hat zu ihm ge-

eine Intrige die andere abzulösen scheint. Eine große Rolle spielen augenblicklich die sogenannten „grünen Dokumente“, die der erschossene Calmette besaß, und die Caillaux angeblich auf das ärgste kompromittieren. Obwohl der Generalstaatsanwalt Herbeaux erklärte, daß die Schriftstücke, von denen Calmette Kopien besaß, nicht existieren, bleibt die Caillaux-feindliche Presse bei ihrer Behauptung. Die Dokumente sollen die Marokko- und Kongo-Affäre betreffen. Der Prozeß dürfte noch einige Zeit dauern und noch manches Streiflicht auf das politische Leben unserer westlichen Nachbarn werfen.



Phot. Neurille, Paris.

Herr Caillaux

verläßt mit seinem unzerstrennlichen Freunde, dem Abgeordneten Ceccaldi, das Gerichtsgebäude. Links Caillaux.



Phot. Neurille, Paris.

Frau Gueydan, die erste Frau Caillaux.

führt — auch die Gerichtsverhandlung selber ist ungewöhnlich. Sie hat Frau Caillaux bisher durchaus nicht als Gebrochene, Neumütige gezeigt, im Gegenteil, und die Art und Weise, wie sie sich verteidigt hat, hat ihr außerordentlich viel Sympathien eingetragen, sodaß ein großer Teil der Pariser Presse bereits von dem zu erwartenden Freispruch redet. Sehr interessant sind die politischen Erörterungen, die in den Prozeß hineinspielen. Die Verhandlungen lesen sich fast wie ein Roman von Zola und es wird jedenfalls auch nicht lange dauern, bis sich die französischen Romanisten dieser Stoffes bemächtigt haben werden, in dem alle menschlichen Leidenschaften eine Rolle spielen und



Phot. Charles Teissier, Paris.

Der Waffenladen.

In dem Frau Caillaux den Revolver kaufte und ausprobierte. Das Bild zeigt, wie der Käufer nach entfernten Figuren Schießübungen anstellt.



Phot. Neurille, Paris.

Ein Blick in den Gerichtssaal während der Zeugenvernehmung.

Rechts auf der Anklagebank Frau Caillaux, einen Ring liefert ihr Verteidiger Me. Cabori.

Gemälde des albanischen Fürstpaars von Prof. Alfred Schwarz, Berlin. Die Bilder werden nach Albanien gebracht und dort im Konat aufgehängt. Hoffentlich kommen sie nicht gerade im ungünstigsten Moment an. Der Fürst dürfte angeblich wenig Sinn für Gemälde haben.



Der Fürst von Albanien im Gemälde.



Glanztage von Lourdes.

Der Abgesandte des Papstes Kardinal Granito Pignatelli (rechts) wird von den Gläubigen bei seiner Ankunft begrüßt.



Die Fürstin.



Oesterreichische Offiziere in einem Refognoszierungsboot auf der Donau in der Nähe von Semlin.



Portr. Grafen Berchtold.
Graf Berchtold.



Phot. W. Henningshausen, Berlin-Gratzen.
Der serbische Ministerpräsident Pašitsch (links),
der die ungenügende Antwort erteilte, im Gespräch mit
einem Bruder des Königs.



Der greise Herrscher in Wien.



Phot. H. Berlin SW.
Fertig zum Abmarsch: Oesterreichische Motorfahrereabteilung an der Grenze.



Phot. W. Henningshausen, Berlin-Gratzen.
Mannschaften des Belgrader freiwilligen Studentenkorps rücken aus.



Abfahrt eines Regiments in Wien nach der Grenze.

Der Herzog von Sorsona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(21. Fortsetzung)

Hatte die Mutter bis jetzt fast den ganzen Tag an ihrem einsamen Fensterplatz gesessen und dem Hauskaplan ihr Leid und das Leid ihres einzigen Sohnes geklagt, ohne daß ihr dieser viel helfen konnte, so hatte sie jetzt die Prinzessin Gita rasch aus ihren traurigen Gedanken gerissen.

„Aber Mama, was ist denn geschehen? Gar nichts. Das Leberprünzlein wollte regieren! So läßt man die Sache auf. Man findet das sehr sympathisch von ihm. Ist aber deswegen auch gar nicht erkannt, daß es ihm nicht gelang. Weil das eben keine Sache für einen so hübschen, netten Jungen ist!“

„Und das viele schöne Geld, fast sein ganzes Erbe ist draufgegangen, Gita!“

„Das ist wieder sympathisch. Er hat sich nicht bereichert an der Sache. Wie ein echter Kavalier hat er gehandelt, sehr fein, sehr nobel!“

„Und ist wieder ein armes Prinzelein!“

„Mama, das macht nichts. Sein Titel, seine lustige Thronbesteigungsgeschichte ist an sich ein Kapital. Er wird eben reich heiraten!“

„Nein, nein, ein zweites Mal darf er nicht nach Geld streben, sonst geht es wieder schlecht aus!“

„Aber Mama! Wer wird denn so pessimistisch sein! Paß auf, der macht noch seine Karriere!“

„Bis jetzt ist er krank, verwundet, Gita!“

„Ach so eine Armverletzung. Die hätte er sich beim Reiten oder Rechten genau so zuziehen können!“

„Er ist auch seelisch krank“, meinte die Herzogin — Tränen in den Augen, „er will von niemandem mehr etwas wissen. Nicht einmal herkommen will er!“

„Weil er sich ein wenig schämt, vielleicht. Das ist ein Zeichen seines Stolzes. Aber von Anfang an war ich gegen diese Prätendentengeschichte, Mama! Der Petro ist ein viel zu lieber Kerl, der gehört in die Salons als flotter Courtisane, auf die Turfplätze als Reiter — aber nicht auf den Thron!“

„Das kann ja alles sein, aber jetzt — jetzt ist er krank und menschenfeind!“

„Laß ihn nur Zeit, sollst sehen, wie der seinen richtigen Beruf auf einmal erkennt!“

Dann schwiegen sie, aber Herzogin Luise war doch ein wenig getrübt. Freilich hat sie, vor dem Vater möglichst wenig von Petro zu sprechen. Der denkt ganz anders, freute sich sogar seiner Niederlage.

Für Prinzessin Gita war es nicht schwer, das Gespräch bei den Mahlzeiten von diesem heißen Thema immer wieder auf die Photographie zu bringen. Höchstens, daß der Vater brummig sagte: „Einer Wissenschaft sollte er sich jetzt widmen, photographieren sollte er, das wäre geschickter, als Trübsal blasen.“

Aber in Prinz Petro war nichts, was ihn zu einer Wissenschaft trieb. Er kannte, wie ihm nun bewußt geworden, das Leben so wenig, daß er erst dieses gründlich studieren wollte. Er vertiefte sich in die Zeitungen, er sah den Schiffen am Strande zu, — er fuhr mit den Fischern aufs Meer.

Doch nichts, nichts konnte ihn ganz befriedigen, aus allem vertrieb ihn seine Unrast, seine Unlust, seine Unzufriedenheit mit sich selbst.

In den nächsten Tagen kam ein Brief von ihm an die Mutter, den diese ganz entsetzt gleich der Prinzessin brachte.

Petro schrieb:

„Liebe Mama!“

Die Einsamkeit hier kann mich aus den traurigen Gedanken nicht herausreißen. — So will ich jetzt nach Rizza oder Monte Carlo — irgendwohin an die Riviera, wo das wirkliche tolle Hausleben gedeiht. Dortin gehört ein unnützes Prinzelein. Vielleicht, daß ich mir, nachdem ich mit dem Titel eines Herzogs von Sorsona nachträglich nicht verdienen konnte, mit den des Leberprünzen nachträglich verdienen kann. Der Mensch — selbst ein Prinz — soll doch wenigstens etwas ganz sein. — So fahre ich mit dem nächsten Schiff — in mein neues Reich, laßt mir von München meine Garderobe nachkommen und mein Auto. Was ich in der Einsamkeit nicht vergessen konnte, will ich im Strudel der Lebenslust begraben, betäuben. Dann ein Prinz nicht handesgemäß arbeiten, dann muß er handesgemäß leben!

Euer Petro.“

„Ziehst Du — er wird schon gesund. Er findet schon seinen eigentlichen Beruf!“ rief Schwester Gita.

„Aber Kind, Schande wird er uns machen, ein schlechter Mensch werden, obendrein. Ich fahre hin, ich hole ihn zurück!“

„Nicht Mutter, nicht. Sonst machst Du ihn noch unglücklicher, als er ist. Laß ihn, — sein Instinkt treibt ihn den richtigen Weg!“

„Den Weg ins Verderben, Gita! Nein, nein, das verstehst Du nicht, das versteht nur eine Mutter!“

„Und doch, Mama, merkst Du es dem Tone des Briefes nicht an, daß er längst der Einsamkeit müde ist, daß er wieder unter Menschen will, daß er langsam den Weg zu uns allen einschlägt!“



Die Göttinger Professoren-Bilder L. E. Grimms (siehe unsere Nummern 17, 20, 23 und 26) haben alsbald auch den Beifall Goethes gefunden, dem das hier wiedergegebene Porträt des berühmten Naturforschers Joh. Friedr. Blumenbach das beste von allen zu sein schien.

„Glaubst Du, Gita? Ich fühle nur seinen beleidigten Stolz und eine arge Selbsttäuschung heraus!“

„Und ich merke die Umkehr. Man hat ihn viel zu sehr gegängelt und geführt. Naum daß er sein junges Herz an ein nettes, braves Ding verlor, hat man sie ihm mit Gewalt entzogen. Naum, daß er Rennen ritt, kaum daß er siegte, holte man ihn zum Regieren, und er unterlag. Laßt ihn, er ist aus den Kinderstuben heraus. Laßt ihn nach seiner Fassung selbst werden!“

„Du vergißt, daß das eine Fassung ist, die nicht für ihn paßt, — die ihn beschmutzt!“

„Er wird sich schon davon reinigen! Und noch eins, Mama. Petro und ich verstehen uns gut. Nach Wechnachten komme ich ja selbst an die Riviera, da schau ich schon nach dem Rechten!“

„Wenn's nicht zu spät ist!“

„Zu spät, wo er kaum noch unten ist! Laß ihn, schick ihm die feinsten Kleider, sein Auto, alles, was er will. Er will bei der eleganten Welt, die ihn von Baden-Baden her kennt und ihn dort nett fand, diese Schwarte ausweichen. Laß ihn!“

Da gab die Mutter endlich schweren Herzens nach, ihre Tochter war ja viel mehr schon im Leben herumgekommen als sie und mußte es schließlich besser wissen. Aber bang, bang war ihr doch in der ganzen folgenden Zeit.

Im Innern Petros war tatsächlich eine Wandlung vorgegangen. Seine Jugend sträubte sich gegen diese

traurige Einsamkeit, er wollte kein Einsiedler, kein Wüßter sein. Sie hatte ihn längst innerlich freigesprochen von aller Schuld. Er war nur das Werkzeug der anderen gewesen. Von ihnen dirigiert, gehoben, gehandhabt. Wie sie einst seine Liebe dirigiert und gehandhabt hatten.

Frei wollte er sein, machen können, was ihm paßte. Leben, wie er wollte, lieben, wenn er mochte! Sein Herz war ja jung und frei. Konns Scherb hatte ihn ruhig — gehen lassen, damit er höheren Aufgaben diene, — die Margazzi war gottlob verheiratet und der Marottis Freunde und Genüßgenossen hatte er niedergelassen. Was verband ihn da noch mit allen diesen.

Es gab bequemere Liebschaften, eines Leberprünzen würdige, bei denen man schneller vergessen konnte.

Nein, er wollte nicht mehr trauern, leben wollte er — genießen.

Seine ganze Jugendlichkeit erwachte wieder, als er in Rizza ankam. Er ließ sich kaum Zeit in seinem Hotel Toilette zu machen. Es trieb ihn gleich hinaus auf die prächtige „Promenade des Anglais“, — und obwohl er vom Süden kam, bewunderte er doch die Palmen, die üppige Vegetation, die hier trotz des Winters herrschte.

Ein eigenes, wohliges Behagen bemächtigte sich seiner, da ihm wieder aus Allem Luxus und Eleganz entgegenlachte. Vor den herrlichen Pariser Läden, vor den Juwelen wie vor den Modemagazins blieb er stehen. Seide, Samt, Spitzen, Goldstoffe, matte diskrete Farben, das alles hätte er am liebsten durch seine Finger gleiten lassen wollen.

Die warme Sonne des Nachmittags schien grell auf die weite Promenade, — dazu der Sang der Wellen vom Meere her, das alles lockte die elegante Welt hinaus zu kleinen Verdauungstouren. Da erging sich der Reichtum ganz Europas, behäbiger, fett gewordener, schlaftrüger Reichtum, geborener und erworbener, — dann der eingebildete Reichtum hübscher Eleganz: junge Dinger in wertvoller, schicker Toilette, Mädchen, die ihre Schönheit für Monate reich machte, ältere, erblühtere Kolleginnen erregte. Hochgewachsene Engländerinnen, blonde Amerikanerinnen — auf der Jagd nach einem Ehemann, und flatternde, tanzende Herren, die nicht recht wußten, wie sie die Langweile des Tages hinbringen sollten.

Er zögerte nicht lange, auch er schloß sich dem wogenden Zuge an. Den hellen Ueberrock weit offen, — eine Blume im Knopfloch, den verletzten Arm in der Binde, mit dem linken auf die goldene Krücke seines Stodes gestützt, den weichen, grauen Hut ein wenig in den Nacken gestülpt, — so ging auch er langsam dahin, ließ sich von der Glut der Sonne bescheinen, als müßte er erst auftauen, um richtig lebendig zu werden.

Er maß die Mädchen, sah ihnen kühn in die leuchtenden Augenlein, — merkwürdig, selbst Puder und Schminke gefielen ihm heute. Sie machten die Damen so grotesk schön, so unecht, wie er sie in seiner augenblicklichen Stimmung haben wollte.

Es dauerte nicht lange, da mußte ihn der oder jener erkannt haben. Sein Porträt war ja in allen illustrierten Blättern gewesen, dazu der Arm in der Binde, — er war nicht schwer zu erkennen.

Und auf einmal ärgerte ihn das gar nicht. Hier zwischen der Welt, die sich amüsiert, die sich langweilt — da machte ihm das alles Spaß. Hier war er mit seinem verunglückten Versuch — ein halber, ein ganzer Held. Er hörte deutlich, wie eine ältere Französin zu ihrem kleinen, biden Begleiter voll Bewunderung — ihn ansehend — sagte: „Le due de Sorson“, und andere wieder „Le petit Mandon“.

Nun trug er gleich seinen verwundeten Arm doppelt in Ehren, legte ihn vorichtig auf die stolze Männerbrust. O, er hatte in Kampf und Schlacht gestanden, — hatte um seiner Ueberzeugung willen Wunden davongetragen. Wer von den allen konnte dies sagen.

Besonders die Frauen und Mädchen haben ihn sehr süchtig, mitleidig, voll sensationellem Interesse an.

Nur, daß er gar so allein ging, paßte ihm gar nicht. Es schied sich direkt nicht für ihn. Er mußte sich nach einer Begleitung umsehen.

Als er eben wenden wollte, um wieder den Quai hinabzubummeln, sah er vor sich zwei kleine schide Dinaerchen, — angezogen wie Schweifern — aber zu schief, zu auffallend für Schweifern aus guter Familie, eine schwarz — eine blond — zu blond fast, juno, kaum neunzehn vielleicht. Nun fiel der einen ihr Spitzen-

lächeln just vor seinen Fuß. Er hob es auf, — es duftete nach einem starken, anisdringlich süßen Parfüm.

Mit der linken Hand reichte er es dem Mädchen voll Galanterie.

Aber schon hatten sie sich beide danach beugen wollen, schon bedauerten sie, den Verwundeten so angestrengt zu haben, und dann wiperten sie mit wissenden und doch halb geblendeten Augen:

„Merci, Monsieur le prince!“

„O, bitte!“ Er war vollständig Cavalier, schien hoch erfreut, daß sie ihn kannten, — plauderte ein wenig und machte, in ihrer Mitte gehend, lehrte.

Wie im Triumph führten sie ihn, den Herzog von Sorjona, den Prinzen von Maudon, über den Boulevard du Midi dahin, und er war stolz, zwischen ihnen schreiten zu können. Das hatten sie gut gemacht. Ihre Augenpaare zwinkerten sich belustigt über den „prince“ hinüber zu.

Dann hatten sie plötzlich Durst nach Kaffee, und freudestrahlend führte sie Prinz Petro in ein Lokal, das von elegantem Publikum gefüllt war.

Es wurde jetzt auch gleich etwas für den Abend verabredet, natürlich wollte man zusammenbleiben. Eigentlich waren die Damen zwar vergeben, aber ihm zuliebe machten sie sich gern frei.

O, auch Französinen wußten Mitglieder regierender Häuser zu schätzen. Selbstverständlich mußte er ihnen von seinen Kämpfen, von seiner Verwundung erzählen. Sie streichelten beide die arme, kranke Hand, sie hatten ja in ihrem Boulevardblättchen so viel von ihm gelesen. Heldenhaftes und Pisantes. O ja, man kannte den „petit Maudon“, von dem die Blätter anfänglich seiner Präbendentenkämpfe alle möglichen Romane zu erzählen wußten.

Er willfahrte gerne ihrem Wunsche, berichtete von dem Kampfe, und plötzlich kam ihm das alles, wie er es zwei hübschen, lustigen, neugierigen Dingen zu erzählen hatte, gar nicht so traurig vor, — nein, es gab ihm direkt eine gewisse Größe.

Nun plauderten auch sie von ihrem Leben. Natürlich hatten sie eine Stiefmutter daheim, waren in Paris Schneiderinnen gewesen, — dann aus der Stelle gekommen und wollten hier Arbeit finden. Aber — ihre Mittel waren erschöpft, sie mußten schon morgen zurück, noch dazu hatten sie Schulden, wo sie wohnten.

Nein, das duldet er nicht, — schob ihnen diskret eine Banknote zu, — um das alles zu begleichen, man wollte doch ein paar Tage wie gute Fremde sich gemeinsam Nizza und die herrliche Umgebung anschauen.

Sie meinten, man spräche wohl noch abends darüber. Ihr leichter Ton, ihr lustiges Gezwitscher, das nur dann und wann ein Einschlag Sentimentalität zu echt erscheinenden Tönen hob, behagte ihm, — entzündete ihn sogar.

Nur keine Tragik mehr, nur keine großen Gefühle. Die Menschen hier hatten sich das alles auch längst abgewöhnt.

Er maß sie unbemerkt. — Aber welche? dachte er. Welche? Die Wahl wurde ihm schwer. Beide bemühten sich um ihn, jede in ihrer Weise. Die schwarze mehr in Uebermut, die blonde mehr voll stillem Mitleid und Hochachtung. Und beides tat ihm wohl. Na, — sie würden aufeinander nicht zu arg eifersüchtig sein. Das war die Hauptsache, die Entscheidung wollte er — später — vielleicht von Fall zu Fall treffen.

Er schlug vor, noch eine Fahrt längs des Meeres zu machen. Beide klatschten in die Hände vor Freude. Er winkte, als sie aus dem Café getreten waren, einen Wagen heran, tröstete sie, daß morgen sein eigenes Auto da wäre, und sie fragten interessiert, ob er einen großen, goldenen Herzogshut trüge und ob der Chauffeur livriert wäre.

„Natürlich!“ Das alles konnte er ihnen bieten, und wenn sie wollten, engagierte er noch einen schwarzen Boy für den Bod.

„Nein, vor dem fürchteten sie sich, ihnen wäre ein blonder Prinz lieber.“

„Aber zu zweit — einen!“ meinte er lachend.

„Er wäre so schön und nett, daß man sich gerne in ihn teile!“

„Kon!“ sagte er, dann fuhrten sie am Meere dahin. — Die Sonne sank schon, und es wurde ein wenig kühl, aber das machte nichts. Man sah ja zu dritt im Fond, zwischen den ungleichen Schwestern, zwischen Ninette und Florence. Noch verwechselte er ihre Vornamen dann und wann. Und jede war enttäuscht, daß er nicht wenigstens sie kannte.

Als sie zurückfuhrten, flammten die ersten Lichter auf. Den Hut ein wenig im Nacken, den linken Arm um die Taille der schwarzen Ninette, sah er da und entschuldigte sich bei Florence, daß er sie mit dem verwundeten Arm nicht auch umfassen konnte. Aber sie hing sich ganz fachte in den Oberarm und meinte, seine Hand streichelnd, ihr, als der etnikeren, sei dieser Heldenarm lieber, viel lieber, und sie küßte ganz leicht seine Hand.

Wie zwei Mädchen, die behaglich knurrend sich schmeicheln ließen und ihre Krallen hübsch eingezogen

hielten, kamen sie ihm vor, — so schmiegsam, so biegsam, so weich und lässig.

Und man nahm sie nicht ernst, man spielte mit ihnen, fühlte da drinnen im Herzen nicht mehr als Behagen, hatte gar keinen großen Plan und Gedanken, als sich einmal so recht prinzipal-oberflächlich zu amüsieren.

In wenigen Tagen waren die drei ein stadtbekanntes Aleeblatt. Wenn man vom Prinzen von Maudon sprach, hieß es nur: „Der Junge mit den zwei Mädchen!“ Und tatsächlich, die drei schienen nur für sich zu leben. Die Mädchen besonders sahen kaum einen anderen Herrn an, ganz arrogant und empört wie ihr Vild, wenn sie jemand musterte. Ja, so ein Prinz hatte seine Anziehungskraft und seine Kapitalien. Aber trotz seiner Lebemannsart gefiel Prinz Petro auch den seinen Damen, und sie bedauerten in endlosen Gesprächen, daß er andauernd mit zwei Grisetten herumzog, den ganzen Tag und die halbe Nacht. In der Nacht in den Bars und Varietés, da hätte man weniger dagegen gehabt, aber am helllichten Tage, da hätte er auch ihnen die Cour schneiden können. Daß er Geld genug hatte, hatte ja in den Augen der Nizzaer Gesellschaft sein verunglückter Feldzug gezeigt, und wer das nicht wußte, sah es an dem, was die Mädchen ihm kosteten.

Man selbst wußte es natürlich nicht genau, nur die Herren, die ihn abends da und dort sahen, erzählten davon. Er hielt darauf, daß sie immer gleich gelleidet gingen, und dreimal am Tag sah man sie in drei verschiedenen, aber stets zusammenpassenden Toiletten.

Wo er stand, ging oder saß, waren sie bei ihm. Er brauchte diese Sorgenbecher, um zu vergessen, wie er sagte. Nur, welche er bevorzugte, wußte niemand. Er selbst vielleicht nicht. Die Mädchen kämpften ganz heimlich um ihn. Und jede glaubte, seine Gunst mehr zu besitzen, und jede war doch auf die andere wahnsinnig eifersüchtig. Aber vor ihm hüteten sie sich, das merken zu lassen.

Prinz Petro kam durch all die folgenden Tage und Wochen nicht recht zum Bewußtsein seiner Selbst. Er fühlte sich wohl zwischen dem Geplauder und Gezwitscher der beiden Mädchen, und wenn er auch wirklich in irgend einer einsamen Minute sich der Hohlheit dieses Lebens, der Kosten dieser Wochen bewußt wurde, so half die nächste Minute in der Gesellschaft oder hinter dem hohen Büfett eine Bar ihm wieder drüber hinweg.

Ein Mißtrauen gegen die Welt, in die er eigentlich hineingehörte, gegen Adelige, Reiche, gegen die internationale gute Gesellschaft hatte ihn erfasst. Da nahm man ihn als den Herzog von Sorjona, wollte ihm raten, — da wurde eine Liebschaft, ein unbedachtes Wort zum Verhängnis, — kaum begann man zu flüstern, — so schob sich die Staatsraison, die Aussicht auf eine Heirat, die Möglichkeit verlobt zu werden — schon hinein.

Frei sein, mit Geld und Koblese sich frei halten, dachte er, und wußte nicht, wie abhängig er war, seit er hier lebte, — er konnte sich ohne die Mädchen kaum mehr zeigen. Gewisse Kreise waren ihm verschlossen, — wenn er sie auch gar nicht anstrebte — aber er mußte sie doch direkt meiden. Zu seinem ruhigen Gedanken kam er mehr, zu keinem Brief an seine Mutter. Was hätte er ihr auch schreiben sollen, was sie nicht getränkt, geschnitten hätte.

Plauderten die französischen Blätter nicht genug über ihn, und erzählten es die deutschen nicht willig nach? Längst würden die Eltern, die Schwester, die vornehme Welt und die Sorjonese das alles wissen.

Sie sollten es wissen. Eine trostige Mut hatte ihn erfasst. Sie sollten es samt allen Uebertreibungen glauben. Er war lange genug der Bräutigam gewesen. Jetzt machte er, was er wollte. So glaubte er und tat doch nur, was Ninette und Florence wünschten.

Anfangs empfand er das gar nicht, — aber jetzt hatte er doch oft Stunden, wo er allein sein wollte. Dann fielen alle beide über ihn her, weinten und meinten, er sei ihnen nicht treu, er liebe sie nicht mehr — und wollte nur noch ihnen los — zu irrend einer anderen.

Solche Szenen schmeichelten ihm nur, ließen ihn desto lieber und freigebiger sein, nur ganz selten ging er doch allein fort: Das kam höchstens am Abend vor, dann schlüpfte er in eine der seinen Bars, ja, ja, die Mädchen hatten gar nicht so unrecht, da saßen andere, die ihn umflüsterten.

Mitten am Partisch hatte er schon seinen Stammpfad. „Seinen Thron“, wie scherzend eine der Damen gesagt hatte, „seinen Thron von Sorjona.“ Die Zigaretten zirkten auf ihren Füßeln die ganze Nacht, erprekten durch die alte Sorjonese Nationalhymne Banknoten von ihm — und er lächelte nur dazu. Jemand ein frecher Dachs ließ sogar ein anzügliches Couplet steigen und Prinz Petro applaudierte und trank Schnäpfe, Champagner, so viel es ging.

Als er heute wieder seinen „Thron“ bestiegen und mitten im schönsten Flüstern war, — eine dunkelbläuliche Spanierin am Büfett gab vor, aus Sorjona zu stammen

— da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Als er sich rasch umdrehte, stand — Herr Miarotti vor ihm, hielt ihm die behandschulte Rechte entgegen, sagte aber gleich: „Um Gottes willen, lassen Sie sich nicht stören. Ich sehe, Ihre Zeit ist kostbar!“

Ein wenig erschreckt hatte sich der Prinz erhoben. Er wußte nicht, sollte er sich zu ihm setzen. Dann blieb er doch. Aber alle Lust zum Flüstern war ihm vergangen. Ganz unsicher war er geworden. — „Nein, er mußte sich doch zu dem schwarzbärtigen Herrn setzen, einem früher flüchtigen Bekannten“, meinte er zur Büfettbabe.

„Ich habe Ihnen noch zu danken, Herr Miarotti“, sagte er in aufwallender Ehrlichkeit. „Sie waren mein Lebensretter!“

„O, bitte, ich freue mich doppelt, Sie jetzt so guter Dinge zu sehen. Eine Tat des Anstandes, der Menschlichkeit, nichts weiter. Es wäre jammerschade gewesen, Sie umkommen zu lassen. Alle Mädchen von Nizza hätten mich dafür verantwortlich machen können.“ Dann fuhr er fort: „Es freut mich aber, daß Sie mich endlich erkennen, Prinz Petro. Ich bin fast schon so lange in Nizza wie Sie und habe Sie schon oft gesehen, freilich noch nie allein!“

„Ja, ich hab' viel zu tun!“

Miarotti lächelte fein. Na, es war gut, daß seine Damen noch in St. Moritz weilten, die hätten Augen gemacht, wenn sie ihrem vergötterten Prinzen, dem er das Leben gerettet, hier immer mit Grisetten begegnet wären.

„Ja, ja, Sie sind äußerst beschäftigt. Aber natürlich nach den Strapazen des Krieges erholt man sich. Ihr Arm ist doch gut geheilt?“

„Leidlich, Herr Miarotti, er bleibt ein wenig steif!“

„O, wie schade! Da wird es mit dem Reiten nichts mehr sein?“

Daß er ihn gleich indirekt an den Baden-Badener Sieg und damit an seine Tochter Isabella erinnern mußte!

„Ich weiß nicht, man muß abwarten!“ sagte er schroff.

Freilich, es gibt ja auch andere Sports! Zu den schönsten gehört: Das Flirten. Prinzlein, sagen Sie mir nur das eine, wie Sie das machen, daß alle Mädchen in Sie verschossen sind. Wo man hinkommt, in die pikantesten Lokale, die schönsten Dingen schwärmen nur von Ihnen! Die Gabe möchte ich alter Mann auch besitzen! Könnte sie gut gebrauchen, bis meine Frau kommt!“

„Erwarten Sie Ihre Damen, Herr Miarotti?“

„Ja, in nächster Zeit vielleicht schon! Diesmal bin ich auch mal aus meinem Kontor gekrochen, wir wollen uns in den nächsten Wochen hier treffen. Wissen Sie, Sorjona ist schön, — aber man wittert etwas, daß ich Sie fliehen ließ, und ist auf mich nicht mehr gut zu sprechen!“

„Das macht mich untröstlich — wirklich, Herr Miarotti! Ich weiß auch gar nicht, wie ich für alles danken soll.“ Prinz Petro redete sich ganz in Eifer. Plötzlich sagte er fast feierlich: „Herr Miarotti, darf ich Sie einladen, mit mir eine Flasche Champagner zu trinken, auf meine glückliche Flucht!“

Herr Miarotti strich sich mit der Hand den wohlgepflegten Spitzbart, um ein Lächeln zu verbergen.

„Sie verführen einen Gegner, königliche Hoheit. — Meinetswegen, wenn ich die nächste einwillen kalt stellen lassen darf!“

Dieser junge Prinz amüsierte ihn. Er wollte ihn doch näher kennen lernen, was eigentlich an ihm sei.

Man brachte den Eisbübel, schüttete zwei Gläser voll, — Prinz Petro hob seinen Kelch zu Miarotti hin. Stumm tranken sie.

Nun kamen auch eine und die andere der Büfettmädchen heran. — Miarotti zog gleich eine neben sich auf den Stuhl. Aber er merkte, auch ihr Interesse galt dem Prinzen, trotzdem dieser sie kaum beachtete.

Auf einmal war er scheu und spröde geworden, vor dem Vater Isabellas verging ihm die Lust am Flirt.

Miarotti neckte das Mädchen, meinte: „Ihr seid ja alle in den Prinzen verliebt, Kinder! Sagt mir, warum? Seht Ihr denn nicht, daß er alle Tage gleich mit zweien im Auto fährt?“

Das Mädchen lächelte: „Die liebt er ja gar nicht!“

„Oho!“ sagte Petro.

„Wer liebt er denn?“ fragte Miarotti amüsiert, „doch nicht Dich, kleine Krabbel!“

„Nein, leider mich auch nicht!“ sagte das Ding mit einem Augenaufschlag.

„Ja, wen denn dann?“

„Ich glaube, irgend eine vornehme, ferne Dame.“ Herr Miarotti war diese Antwort selbst ein wenig unangenehm.

„Ach, Unsinn, Kind!“ meinte er untwirsch.

(Fortsetzung folgt.)



Das natürliche Mineralwasser für Gefunde und Kranke

Der Krieg



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Serbische Reservisten an der Grenze beim Mittagsmahl.

Zum nebenstehenden Bild: Serbische Soldaten von einer Maschinengewehrabteilung.



Ein Bild von der Fähre, die den Übergangsverkehr zwischen Oesterreich und Serbien bei Semlin vermittelt.

Phot. Berliner Ill.-Bör.

Am Samstag ist die Entscheidung gefallen. Sie lautet: Krieg. Die Note, die der serbische Ministerpräsident in Belgrad Baron Giehl überreicht hat, war ungenügend. Schon befinden sich die Truppen Oesterreichs auf dem Marsch in serbisches Gebiet. Was die Zukunft noch bringen wird, weiß augenblicklich niemand. Namentlich die Haltung Rußlands steht im Vordergrund des Interesses. Die Nachrichten lauten bisher zwar nicht gerade bedenklich, aber immerhin lassen sie doch auf eine große Bewegung in Petersburg schließen. Die Aufgeregtheit der französischen Presse trägt natürlich auch nicht zur Beruhigung bei. Augenblicklich steht in Deutschland noch alles unter dem Eindruck der ersten Nachrichten. Die Meldungen von der Mobilisierung sind in allen deutschen Städten mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Es ist vielfach zu öffentlichen

mit Serbien.



Die 25 Kommandanten der serbischen Armee.

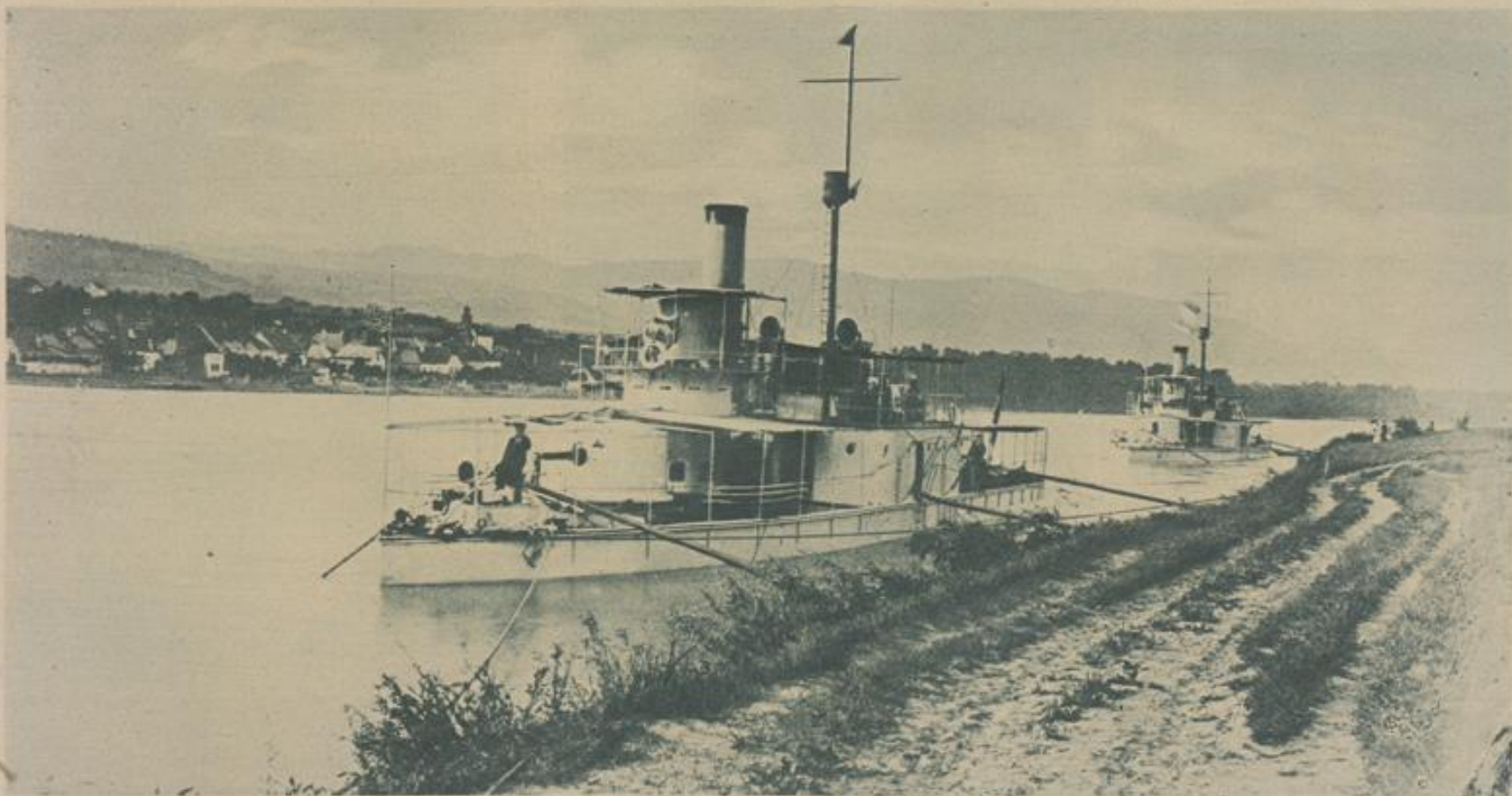


General Vojislav Tankovitch, Präsident des Vereins Narodna Obrana (Nationale Verteidigung), dessen Auflösung Oesterreich in seiner Note an die serbische Regierung gefordert hat



Serbische Infanterie im Felde.

Stundgebungen gekommen. In Berlin zogen Tausende vor die österreichisch-ungarische Botschaft, wo der Kaiser eine kurze Ansprache hielt. In Frankfurt wurde die erste Nachricht von der Ablehnung der serbischen Antwort und der Mobilisation Oesterreichs von einem Balkon des Gebäudes der „Frankfurter Zeitung“ verkündet und mit Hochrufen aufgenommen. Wir bringen in unseren Abbildungen Bilder von dem Grenzgebiet und hoffen, in den nächsten Nummern Aufnahmen direkt vom Kriegsschauplatz veröffentlichen zu können.



Donau-Monitore, die österreichischen Donau-Kriegsschiffe.

Phot. Arch. Austro. Berlin.

Leihbibliothek.

Von J. Leopold Schiener.

Auf seinem Sofa lag Herr Alfred Lindner bequem ausgestreckt und las gedankenvoll Jakob Wörbs Roman „Marich und Gothilde“, der ihm zufällig aus einer Leihbibliothek in die Hände gefallen war. Als er gähmend ein Blatt umwendete, fiel ein weißes Papier aus dem Buch auf den Fußboden. Was mochte das sein? Er bückte sich, um es aufzunehmen und gewahrte, daß es ein von Damenhand mit Blei geschriebenes, zierliches Billett war. Die ungewöhnlich feine Schrift und das Holzdunkel des Zimmers verhinderte ihn, auf seinem Platz den Inhalt zu lesen. Deswegen erhob er sich und trat schnell an das Fenster, wo es ihm glückte, folgendes zu entziffern:

Sollte zufällig ein junger Herr diesen Brief finden, so erhöhe er die Bitten eines unglücklichen Mädchens. Ich leide nämlich fürchterlich unter der Tyrannei eines Vormundes und weiß keinen anderen Ausweg, meinem Plagegeist zu entkommen, als daß ich möglichst schnell heirate. Sollte sich nun ein edler Mann finden, der die Rolle des Prinzen übernehmen und Dornröschen befreien will, so wird er dringend gebeten, sich nach der Klippenstraße Nummer 12 zu begeben und dort zwischen vier und sechs Uhr anzuklingeln. Zu dieser Zeit ist mein Vormund nämlich nicht zu Hause. Der die Tür öffnenden Magd sage der Besucher, daß er Fräulein Philomene Reuther zu sprechen wünsche. Er wird sofort empfangen werden. Hinzufügen möchte ich nur, daß ich ein Vermögen von sechzigtausend Mark besitze.

Ob der Prinz wohl kommen und sein Dornröschen befreien wird?

„Ja, ja, er wird kommen!“ rief der junge Mann erregt aus, „er kommt gleich! Sechzigtausend Mark sind

keine Kleinigkeit, die man so ohne weiteres fahren läßt. Ob mein Dornröschen auch wohl hübsch ist? Nun, wir werden ja sehen! Zwischen vier und sechs! Jetzt ist es zwölf! Inzwischen kann ich noch bequem zu Mittag essen und mir dazu eine gute Flasche leisten. Zu einem solchen Abenteuer muß man sich doch stärken.“

Die Uhr vom Frauenturme schlug gerade halb fünf, als Herr Alfred Lindner vor dem angegebenen Hause aus der Droschke stieg. Aus Rücksicht auf die sechzigtausend Mark hatte er es für passender gehalten, bei der Zukunftsigen vorzufahren. Hier oben auf der Höhe entwidelte sich dem Auge des verwöhnten Städters eine ganz neue Welt.

Gehörte dieser schöne, idyllische Stadtteil mit seinen altmodischen, von üppigen Schlinggewächsen umrankten Holzhäusern und seinen grasbewachsenen, krummen Straßen wirklich zu der vornehmen, modernen Hauptstadt? Und doch, dort unten erblickte er ja den Tiergarten — welch herrliche Aussicht!

Herr Lindner fand aber keine Zeit, dem Genuß des Panoramas sich hinzugeben. Er hatte etwas Wichtigeres zu tun. Klopfenden Herzens näherte er sich der Haustür von Nummer 12 und schellte. In Uebereinstimmung mit dem Schreiben öffnete ein Dienstmädchen.

„Entschuldigen Sie, ich möchte Fräulein Philomene Reuther sprechen.“

„Bitte, folgen Sie mir!“ entgegnete das Mädchen.

Ueber einen mit Blumenbeeten geschmückten, fast ländlichen Hofplatz führte sie ihn in einen langen, schmalen Gang, an dessen Ende das Mädchen auf eine Doppeltür wies und sagte:

„Dort treffen Sie Fräulein Reuther.“

Darauf ließ sie ihn stehen und entfernte sich leise.

Herr Lindner hörte sein Herz schlagen. Nichtsdestoweniger klopfte er an die Tür und betrat auf ein schwaches „Herein!“ ein großes Zimmer.

„Verzeihung, wenn ich störe,“ wendete er sich stammelnd an eine alte Dame, die sich in einem bequemen Lehnstuhl aufrechtete, „eine höchst eigenartige Angelegenheit führt mich hierher. Ich möchte Fräulein Philomene Reuther sprechen.“

„Ah,“ unterbrach ihn die alte Dame, eine stattliche Sechzigjährige. „Das bin ich. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“

„Ah, Sie sind Fräulein Reuther?“

„Zarwohl!“

„Fräulein Phi-lo-me-ne Reuther?“ wiederholte er bestürzt.

„Ja, das bin ich. Ist das so wunderbar?“

„Verzeihung. Haben Sie wirklich diesen Brief geschrieben, den ich in des seligen Wörbs Roman „Marich und Gothilde“ fand?“ fragte er und überreichte ihr das Billett.

Die alte Dame setzte ihre Brille auf die Nase und las. Darauf sagte sie laut lachend: „Ja, das habe ich geschrieben. Nur schade, daß Sie den Brief nicht früher gefunden haben. Denn Sie scheinen wirklich der gesuchte Prinz zu sein. Ich bin aber zum Dornröschen inzwischen zu alt geworden. Diesen Brief schrieb ich vor vierzig Jahren.“ — Sie lachte, daß ihr die Tränen herunterrollten. Alfred Lindners Gesicht wurde davon nicht schlauer.

Bauernköpfe.

Merkwürdige Köpfe. Da ist keine einzige Linie, die nach Schönheit geizt, alles ist nur wahr und wie schön dadurch. „Das wirklich Menschliche ist das wirklich Schöne,“ an diesen Studentköpfen einer jungen Münchner Künstlerin wird man die Richtigkeit dieses Satzes inne, auf dem sich seit Jahrhunderten die Wirkung tiefer, im Innersten ergreifender Kunst aufgebaut hat. Mit Freude begrüßt man solche Leistungen, sind sie doch auch ein Ausdruck des künstlerischen Ernstes unserer Zeit, die vom Spielerischen nichts wissen will, sondern mit Inbrunst den Anschluß ans wahre Leben und die wahren, ehernen Gesetze der Natur und des Menschseins sucht.

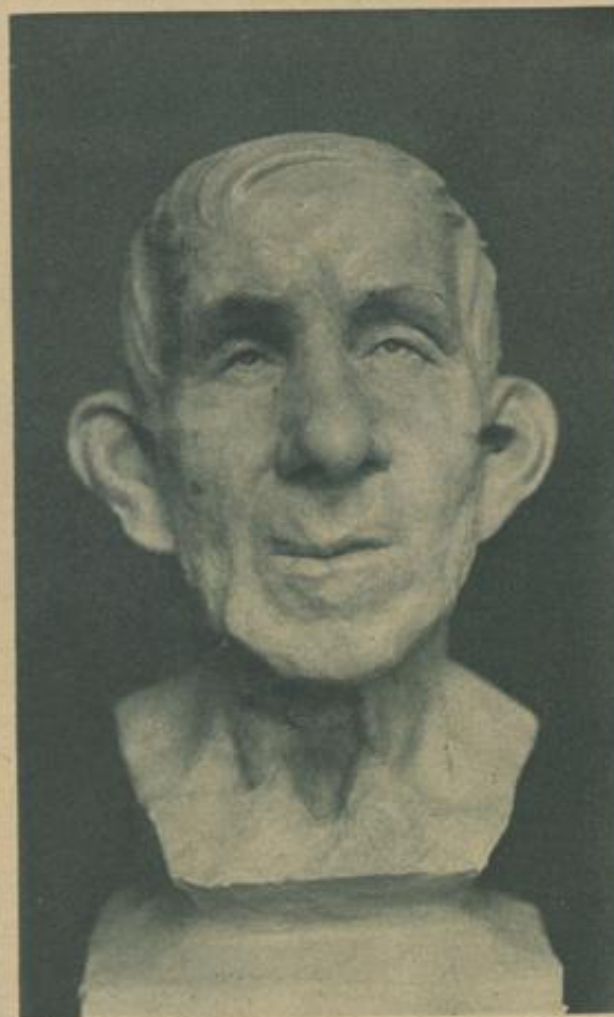
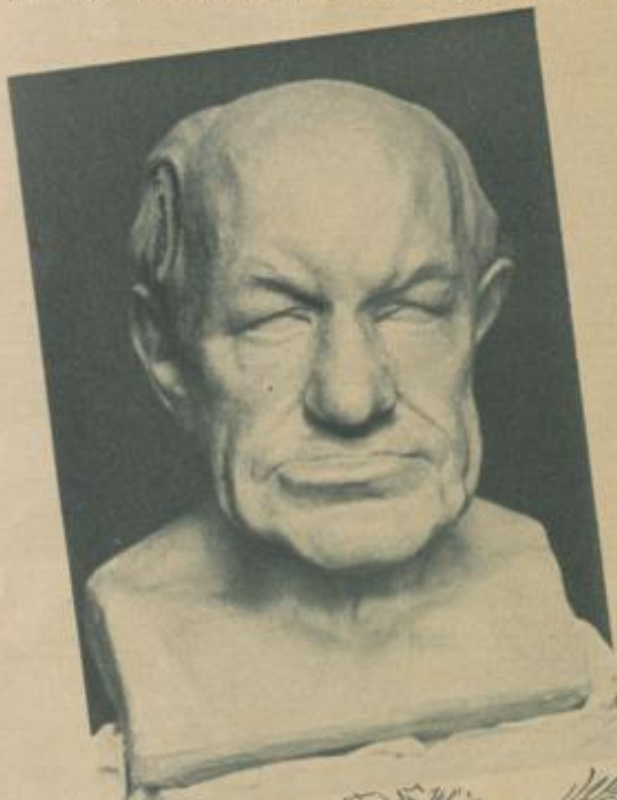
Bauernköpfe, Leute, die das Schicksal irgendwie und irgendwann in die Großstadt verschlagen hat. Wer in Gesichtern lesen kann, wird sich erfreuen an der feinen Wiedergabe des Wesentlichen. Welche verhaltene Schlauheit läßt der Kopf des Mittelbildes erraten, wie sprechend sind diese kleinen, etwas geknickten Augen, wie leicht

und düstlich ist das lose, liegende, spärliche Haar, wie lustig der zahnlose, etwas schiefe Mund. Unwillkürlich schleicht man aus diesem Kopf auf einen nicht wortfargen, lebendigen Charakter des Modells. Der Kopf der anderen Bilder (en face und in Profil) ist ein vollkommenes Gegenpiel zum Mittelbild. Hier ist die Idee von Körper- und Willenskraft, die Reste einstmaligen Troges, unvergleichlich wahr festgehalten. Der faltige Mund, der im Alter noch eine brutale Dickköpfigkeit seines Besitzers erraten läßt, der nur an den Seiten noch leicht behaarte Schädel, der merkwürdig nach innen

gerichtete Blick, alles ist der Natur mit großer Liebe nachgefühlt, nachgedacht und in treuer Wahrhaftigkeit nachgebildet. Besonders interessant ist der Vergleich von en face- und Profilbild, dessen anregende Ausführung wir dem Leser überlassen wollen. Noch einige Worte über die jugendliche Künstlerin. Fräulein Luz Weisenburger (München) ist eine Schwäbin aus Ulm. Die junge Bildhauerin hat sich erst ziemlich spät, vor nicht ganz zwei Jahren, entschlossen, ihrem inneren Drängen, das sie zu plastischem Gestalten hinzog, nachzugeben. Zuerst arbeitete sie in Frankfurt a. M., siedelte aber vergangenes Frühjahr nach München über. Die Künstlerin beschränkt sich bisher mehr in ihren Arbeiten auf die Porträtplastik, die ihr, wie unsere Bilder zeigen, es ermöglicht, scharfer Beobachtungsgabe adäquaten Ausdruck in ihren Arbeiten zu verleihen.

„Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst, ist Andacht. Dem zerstreuten Gemüt erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie.“

(Herder.)



Das Chamäleon.

Don Anton Zichew.

Ueber den Marktplatz schreitet der Polizeicommissar Stuchmelow, eingehüllt in seinen neuen Mantel. Gemessenen Schrittes folgt ihm ein Unterbeamter, ein Zick in der Hand haltend, das bis zum obern Rand mit konfiszirten unreifen Stachelbeeren gefüllt ist. Rings umher herrscht tiefe Stille. Keine Menschenseele ist auf dem Marktplatz zu erblicken, selbst aus den geöffneten Ladenfronten dringt kein Ton. „Was, heißen wirst du, verfl. . . . Tier? Nach, daß du fortkommst!“ Diese Worte dringen plötzlich an das Ohr Stuchmelows. Er blickt sich um und gewahrt einen Hund, der angriffswillig aus dem Holzplatz des Kaufmanns Velugin herausspringt. Ein Mann im Stattenfittel und aufgeschlöpfter Weste verfolgt das Tier. Plötzlich bückt er sich und ergreift den Hund an den Hinterbeinen. Mäglisches Geheul unterbricht die Stille. Jetzt wird mit einem Male Leben in den Läden, die Verkäufer treten mit verschlafenen Gesichtern vor die Türen, um dem Schauspiel zuzusehen, und wie aus dem Erdboden herausgewachsen, hat sich im Nu eine Menschenmenge auf dem Marktplatz versammelt.

Otschumelow macht eine Wendung nach links und geht auf die Menge zu. Sie umdrängt den Mann mit der geöffneten Weste, der die Hand emporhebt, um den Gassen einen blutigen Finger zu zeigen, der sich wie eine Siegestrophäe ausnimmt. Jetzt erkennt Otschumelow in diesem Manne den Goldarbeiter Chruskin. Inmitten der Menschenmenge sieht mit auseinandergespreizten Pfoten, am ganzen Körper vor Angst zitternd, der Attentäter: ein weißer Windhund mit spitzer Schnauze und gelben Flecken auf dem Rücken. Seine tränenfeuchten Augen bräuen Trübsal und Furcht aus.

„Was soll eigentlich dieser Anlauf?“ fragte Tschumelow, indem er die Menge leist. „Was bedeutet der verkehrte Finger des Mannes? Wer hat da so geschrien?“

„Ich gehe ruhig meines Weges und denke an nichts Böses,“ erzählt Chrusin, „da kommt plötzlich das nichtsnutzige Tier auf mich zugesprungen und schnappt nach meinem Finger. Sie müssen nämlich wissen, daß ich auf meiner Hände Arbeit angewiesen bin. . . Jetzt verlange ich Schadenersatz, denn ich kann die ganze Woche den Finger nicht rühren. Wo steht das geschrieben, daß man wegen so einer unnützigen Creatur so leiden muß? Wenn jeder Hund das Recht hat, einen zu beißen, dann hol' der Teufel das ganze Leben!“

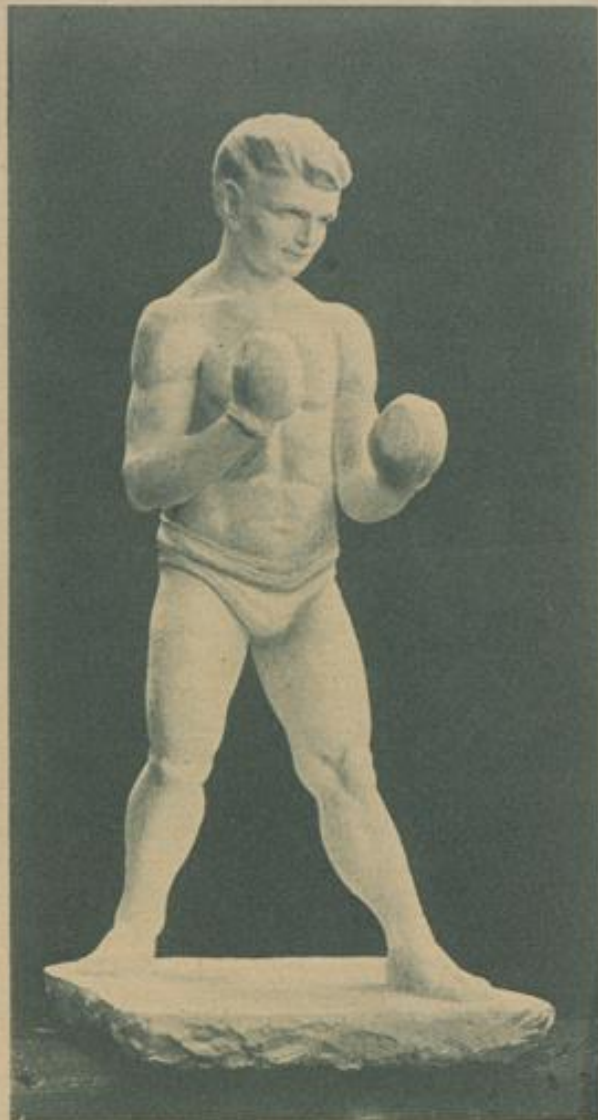
„Hm, hm! Wem gehört der Hund eigentlich?“ spricht Otschumelow streng. „Das lasse ich nicht so hingehen. Ich werde euch schon zeigen, Hunde frei herumlaufen zu lassen! Es wird wirklich hohe Zeit, daß man auf die Herrschaften acht gibt, die sich nicht nach den polizeilichen Verordnungen richten wollen. Wer erst einmal bestraft ist, wird sich hüten, seine Hunde und ähnliches Vieh frei herumlaufen zu lassen! — Eldirin,“ wendet sich der Polizeiinspektor an seinen Untergebenen, „stelle Nachforschungen an, wem dieser Hund gehört und nimm alles zu Protokoll. Der Hund muß gelöst werden. Das Tier scheint übrigens toll zu sein. . . . Ich bin doch begierig zu erfahren, wem diese Bestie eigentlich gehört!“

„Dieser Hund gehört dem General Schipalow," meint jemand aus der Menge.

General Schipalow? Hu! ... Nimm mir doch einmal den Mantel ab, Eldirin. . . Die Hitze ist unerträglich, wir werden wohl bald Regen bekommen. . . Eines nur ist mir unklar: wie kann der Hund dich beißen?“ Mit diesen Worten wandte sich Tschumelow an Chrusin. „Wie kann der Hund überhaupt an deinen Finger herankommen? Das Tier ist doch nur klein und du bist so groß! Du hast dir wahrscheinlich den Finger an einem Nagel verletzt und nun schiebst du die Schuld auf den Hund. Vielleicht, dich kennt man schon!“

„Er hat ihm zum Spaß eine Zigarre an die Schnauze gesteckt, da wehrte sich der Hund und biß. So eine Tierquälerei!“ gab ein Mann aus der Menge seiner Entrüstung Ausdruck.

„Du lügst! Wenn du den Hergang der Sache nicht gesehen hast, tut es mir leid, aber wozu noch lügen? Die Herren von der Polizei sind klug und wissen gleich zu unterscheiden, ob jemand lügt oder die Wahrheit spricht. Ob ich lüge, mag der Herr Friedensrichter beurteilen. Im Gesetz steht geschrieben: heutzutage sind alle gleich.“



Boger
von Vitaliano Chinnelli.

„Nein, der Rötter gehört gar nicht dem General," bemerkte der Unterbeamte plötzlich scharfsinnig. „Der General hält sich gar keine Windhundse."

„Weiß du das genau?“ fragte Tischumeloro.

„Ganz genau," lautete die bestimmte Antwort.

„Das weiß ich übrigens auch selbst. Der General hat teure Hunde, aber dieser . . . weiß der Teufel, was das überhaupt für eine Rasse ist. Das Tier hat weder ein hübsches Fell, noch überhaupt ein anständiges Aussehen. Wie kann man nur einen so schlechten Geschmack haben! Wo ist eigentlich euer Verstand? Wißt ihr, was man in Petersburg oder Moskau mit solch einem Tier anfangen würde? Man würde das Gesetz Gesetz sein lassen und möchte seinem Dasein ein Ende!“



TEE-Ronnefeldt
jetzt Goethestrasse 3

Stellung als Diener

Lakai, Reisebegleiter
in fürstl., gräf. und herrschaftl.
Häusern, Gesellschaft, erhalten
Leute jeden Berufs
15-20 Jahre alt, nach einmonatig
Ausbildung auf der erstklassigen,
bestiegericht. Frankfurter Dienerschule
und Servier-Lehranstalt.

● **Kotz** ●
Frankfurt a. M. Hermesweg 42.
Tel. 2400 Schül. ansgeh. Verl. Sie
Prosp. gratis. Genau auf Firma achte.

de Giorgi
Chocolade

 **Ingenieur-Akademie
Wismar, Ostsee.**
Für Maschin- u. Elektro-
Ingen., Bau-Ing.,
Geom. u. Arch., Eisen-
betonbau und Kultur-
techn., Neue Labora-

„Vielleicht gehört er aber doch dem General,“ fährt Tschumelow nach einigem Nachdenken fort. „Auf der Schnauze steht es ja dem Tier nicht geschrieben, und unlängst sah ich einen ähnlichen Hund bei ihm auf dem Hofe.“

„Ja, der Hund gehört dem General!“ bekräftigte eine Stimme aus dem Publikum.

„Hm! Zieh mir doch lieber den Paletot wieder an, Edirin, es fängt an, sehr windig zu werden . . . Weißt du was, bringe den Hund zum General und frage nach, ob er ihm gehört. Sage, daß ich ihn auf der Straßeland und ihm wieder zurückschicke . . . Es ist vielleicht ein teurer Hund, und wenn irgend ein Dummkopf ihn mit der Zigarre die Schnauze verbrennt, dann wäre er bald dahin.“

„Beg mit dem Finger, du Schö! Du allein trägst die Schuld an der Verletzung!“ Mit diesen Worten wendete sich Olschumelow wieder an Oheufin.

„Da geht gerade der Hock vom General Schipalow vorbei, der muß wissen, ob es der Hund seines Herrn ist,“ meinte einer aus der Volksmenge. „Heda, Freindchen! Sieh dir doch einmal diesen Hund genau an, gehört er deinem Herrn?“

„O Gott bewahre! Solche bößlichen Tiere haben wir überhaupt nicht!“

„Das habe ich ja gleich gesagt,“ meinte Stummelow, „da ist nicht viel zu reden. Der Hund treibt sich umher. Ich habe sofort gesagt: das ist ein herrenloser Hund. Er muß getödtet werden und damit basta!“

„Uns gehört der Hund nicht," fuhr der Sloch fort. „Aber er gehört dem Bruder des Generals, der unlängst herkam. Unser Herr liebt seine Jagdhunde."

„Dem Bräuter des Generals? Ja, ist denn der gekommen?“ fragte Ostschumelow und über sein Gesicht huschte ein Lächeln des Erstaunens. „Das wußte ich ja gar nicht. Also zu Besuch gekommen, sagst du?“

"3a."

„Und das habe ich gar nicht gewußt! Dann gehört dieser Hund dem Bruder des Generals? Das freut mich sehr. Nimm ihn nur mit. Welch hübsches Tier!“ und sich zu Christin wendend, rief er: „Schnapp mal nach dem Finger, mein Hundchen. Hoho, Purtsche, warum zitterst du so? Ach, nun wird der Schelm noch böse...“

Der Koch des Generals ruft den Hund und geht mit ihm ab und die Menschenmenge macht sich über Chrusin lustig.

„Warte, Merk, dich werde ich noch kriegen,“ rüst Elschumelow dem Goldarbeiter drohend nach, und indem er sich in seinen Mantel hüllt, setzt er seinen Weg über den Marktplatz fort, in dem Bewußtsein, seine Beamtenpflicht gewissenhaft erfüllt zu haben. . . .

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)

Dr. Möller's
Sanatorium
Dresdes Loschwitz 4

Diätet. Kuren
nach Schroth

Heerliche Lage
wirks. Heilverf.
i. chron. Krankh.
Pneum., Bronch., fr.

Abteilung für Minderbemittelte: nur Tag 5 M.

Sommersprossen entzogen nur **Grüne**
Any in wenigen Tagen
 garantiert! Machen
 Sie einen letzten Ver-
 such; es wird Sie
 nicht reuen! frko.
 M. 270 (Nachn. 236).
 Gold, Medalie Lon-
 don, Berlin, Paris,
 1887 notar. beglaub.

Dankeschreiben, bes. hier, nur die
 Apotheke zum eisernen Mann, Strassburg
 106, E. Dep. in Frankfurt a. M. Engel-
 Apotheke, Gr. Friedbergerstr. 46.

3000 Witze

1000 witzige Mittelstücke, 1000 fehere
 satirische Witze, 1000 feine
 Witzge für den gesellschaftl. Sal-
 ton, zusammen genau 3000
 Witze, statt Mk. 1.— für
 nur 50 Pf. fco. Sendet
 Briefmarken. Rodn. 70 Pf.
 Rudolph'sche Verlagsbuch-
 handlung, Dresden 86

Quillan

**Das neue Reinigungs- und
Auffrischungsmittel für die
empfindliche u. feine Wäsche
aus Wolle, Seide, Baumwolle, etc.**

Erhältlich in allen Geschäften wo
man Walzhornfikel zu kaufen pflegt

Preis **20Pfg.** pro Paket
5 Pakete 90Pfg.

Fabrik: Hans Schwanenböck GmbH
Reichlm.





Frau Dr. Lingner.

Portrait von Frau Dr. Lingner. (Kunsthaus, A. 20.)



Eine Seebadamazonen.

Photo. Maxime Zeller, Paris.

„Vom Küssen.“

Was ist ein Kuss? Dumm! Frage! Alle kleinen und großen Damen lächeln; sie wissen es haargenau, und es ist weltbekannt, daß ein Kuss zwischen Liebenden als Segen gilt. Rechtwardig ist, daß bei allen Aufträgen das zarte Gesicht als allein gültiger Beurteiler angesehen und der männliche Jüngerchen-Stampfen von gänzlich ausgeschaltet wird. Das hat sich nun in neuerer Zeit sehr bitter geändert, denn eine Unzahl sehr gelehrter Vertreter des harten Geschlechts entspringen sich als große Kussfeinde. Im Kampf gegen diese Gattungsbeugung haben sie sich auf die Bakteriologie, die unheilvertreibende Disziplin von den anstehenden Krankheiten.

Wenn auch überdies ein so voller Cerimonialität gegebener Kuss auf andere anstehend wirken kann, so glauben wir doch nicht an die verheerende Wirkung der Schweißchen unter Liebenden. Ja, wir sind der Ansicht, daß gerade der Kuss eine nicht wie gewöhnlich wird — langes Stöhnen und Tod, sondern im Gegenteil neues Leben bedeutet; er bildet gewissermaßen die zarte Einleitung gegen das jetzt im Vordergrund des Interesses stehenden Geschlechtsnahrung. Schallen wir aber einmal die Weisheit als Richter über die Definition des Kusses aus, verstehen wir, was die Hygieniker über die „schmutzigen Finger“ sagen, und lassen wir zunächst den Juristen das Wort. Heute wird es den Vertretern der Rechtspflege keine Kussfeindern mehr bereiten, wenn sie entscheiden müßten, ob der Kuss der adeligen oder der bürgerlichen Frauen verschieden zu werten seien. In der klassischen Zeit, Anfang des 19. Jahrhunderts, wo der Mensch erst mit dem Baron anfang, wählten indessen keine Zweifel darüber, daß die Kuss adeliger Damen viel höher zu veranschlagen seien als die der „einfachen“ bürgerlichen. Diese merkwürdige Auffassung vertrat auch die Kriminalrichter jener Zeit. Sie gingen gegen die Kussfeinde, die sich erdrehten, „unablässig“



Die Bagreuther Walfürer mit Kapellmeister Kettel.

Aufgenommen von Zeller J. Zoch (Frankfurt).

Küssen zu verhindern, mit aller Strenge vor. Noch um das Jahr 1781 erblickte ein Berliner, der dem Fräulein v. S. der Tochter eines hohen Marschalls, ein ganz kleines Fingerring ausreichte, um sie eine Stube und obendrein 2 Jahre Kerker zu strafen. In der Gegenwart ist der „Kussraub“ zwar weniger riskant und konsequent, doch wird er zuweilen energisch verfolgt. So verurteilte das Schwurgericht in Putnam, im Staats Connecticut, am 10. Juli 1911 einen 27-jährigen Mann, der auf der Straße einer vorübergehenden Dame den Arm um die Hüfte gelegt und sie auf die Waage geholt hatte, zu einem Jahr Gefängnis und 200 Dollar (1 Dollar gleich 1,25 Mk. Goldmünze) eigentlich eine allzu gepfeiferte Strafe, zumal wenn man bedenkt, daß der Mann eigentlich sein Ziel verfehlt hatte.

Die Volkseinstimmung kennt eigentlich keine Kussvergehen; sie meint nämlich, der Kuss würde ja nichts abgenommen, im Gegenteil, sie belächelt etwas. Daher sei es nur recht und billig, daß die Gesetze die „Deliktäre“ wieder zurückschicken. Und das soll öfter vorkommen. Benignus wird so etwas Ähnliches aus einem Bezirk der rheinischen Gegend gemeldet. In dem Dorfe Oberkirchen im Kreis St. Wendel soll es was sein, daß jedes Mädchen, das von einem Putschmann einen Kuss empfängt, ihn auch zurückgibt. Allerdings soll das nur beim sogenannten „Kussstanz“ der Fall sein. In einer amtlichen Bekanntmachung vom Oktober 1910 heißt es: „In einigen Orten wird gelegentlich der Abhaltung von Tanz- und Karnevalsveranstaltungen der sogenannte Kussstanz aufgeführt. Es ist dies ein Tanz, bei dem Frauen und Mädchen öffentlich abtauschen müssen. Da dies gegen die guten Sitten verstoßt, erlaube ich den Tanz nicht mehr zuzulassen. Die Ausführung wird polizeilich überwacht, ggf. Polizeiverwaltung. Oberkirchen-St. Wendel.“

Die Veröffentlichung der Obrigkeit ist ein interessantes Dokument. Nämlich erst wird die Kusserei verboten, dann wird die Ausführung polizeilich überwacht. Wie kommt das zustande?



Neues einfaches Gesellschaftsleid in Schwarz-Weiß.

Die große Pariser Wochenshow ist vorüber und man ist in den einzelnen Ateliers der bedeutenderen Pariser Modehäuser gerade dabei, die ersten eigentlichen Herbstmodelle zu entwerfen und das zu Ideen zu verwirklichen, was man durch die Vorläufer andeutungsweise ausgedrückt hat. In Bezug auf Toiletten hat es während der letzten Rennen keine allzu großen Überraschungen gegeben. Man hält immer noch an den herrschenden Stilen und Richtungen fest und die *Châque robe*, wie auch die gewinkelte *Tuniqueroche* hat nach wie vor unvermindert große Ausblicke. Weiß und weißschwarz sind dominierend, vorerst weiße Seiden, dunkle Spitzenstoffe und Lingeren in Verbindung mit den düsteren *Noires*, Taffeten und auch schon neuartigen Samtgeweben.

Auch die plötzlich stark auftretenden *Samthüte* sind nicht zu den eigentlichen Neuheiten zu rechnen, eher noch in der Norm als im Ausdruck. Es war schon seit Jahren modern, zu hellen leichten Toiletten Samthüte zu komponieren, und man war zum Voraus gewiß, daß sich auch die heutige Mode dieses ungemein schmeichelnden Effektes nicht enthalten würde. Die Mehrzahl der Formen sind mittlere und größte, vorwiegend Bretons oder leicht seitlich in die Höhe gebogen. Aber auch für die kleine *Coque* macht sich eine starke Vorliebe bemerkbar und in einzelnen Ateliers der mondainen Welt spricht man davon, überhaupt nur solche kleine Gebilde anzufertigen.

Die meisten der Samthüte haben leichte Füllvolants, die zum Überfließen und wohl auch des Kontrastes wegen mit Pelz verbrämt sind. Sehr oft wird der gerippte *Tailloir* oder auch Taffet und Atlas in weiß zur Anfertigung des Überstandes



verwandt und Bandeau aus Habnenfedern, aus Croffereibchen, aus Paradies oder aus Strauß dienen als Garnitur. Ueberhaupt verzieht man sich wieder ziemlich viel von den besetzten Paradies und einfachen Stangenreibern.

Sehr viel verarbeitet sieht man natürlicherweise auch Band, vom glatten gerippten Band bis zu gerippten Samtqualitäten und von Taffet, *Noire* und Atlas bis zu breiten, doppelseitigen Samtqualitäten. Es dient nicht nur als Material für die Garnitur, sondern wird nach wie vor über den Rand herabgeführt, Bindegarnituren oder lose flatternde Habnenenden bildend. Als Neuheit sieht man gegenwärtig wieder neben den Straußbüschen und den in den Modebüchern vielzulebenden Pelzfoliers solche aus Malines und Chiffon, schwarzweiß verarbeitet und passend zu den Hüten mit Bandbändern garniert. Harmonisch sind auch die Schirme gehalten. Füllvolants und Bandgarnituren gehören keineswegs zu den Zierarbeiten.

Evelyn, Paris.



Neues Nachmittags- und Abendleid.



Phot. Ketter u. Co., München.
Der Münchener Arzt und Schriftsteller Dr. A. Noder
(A. de Nora) feierte am 29. Juli seinen 50. Geburtstag.



Sophie Frank, Kürnberg.
Das Reliefbild des neuen Gustav Schwab - Denkmals
in Urach (Württemberg).



Phot. Emden, Berlin-Südende.
Willy Hoffstätter. Ein schweizerischer Eisenbahnkondukteur,
der als begabter Lyriker gilt.

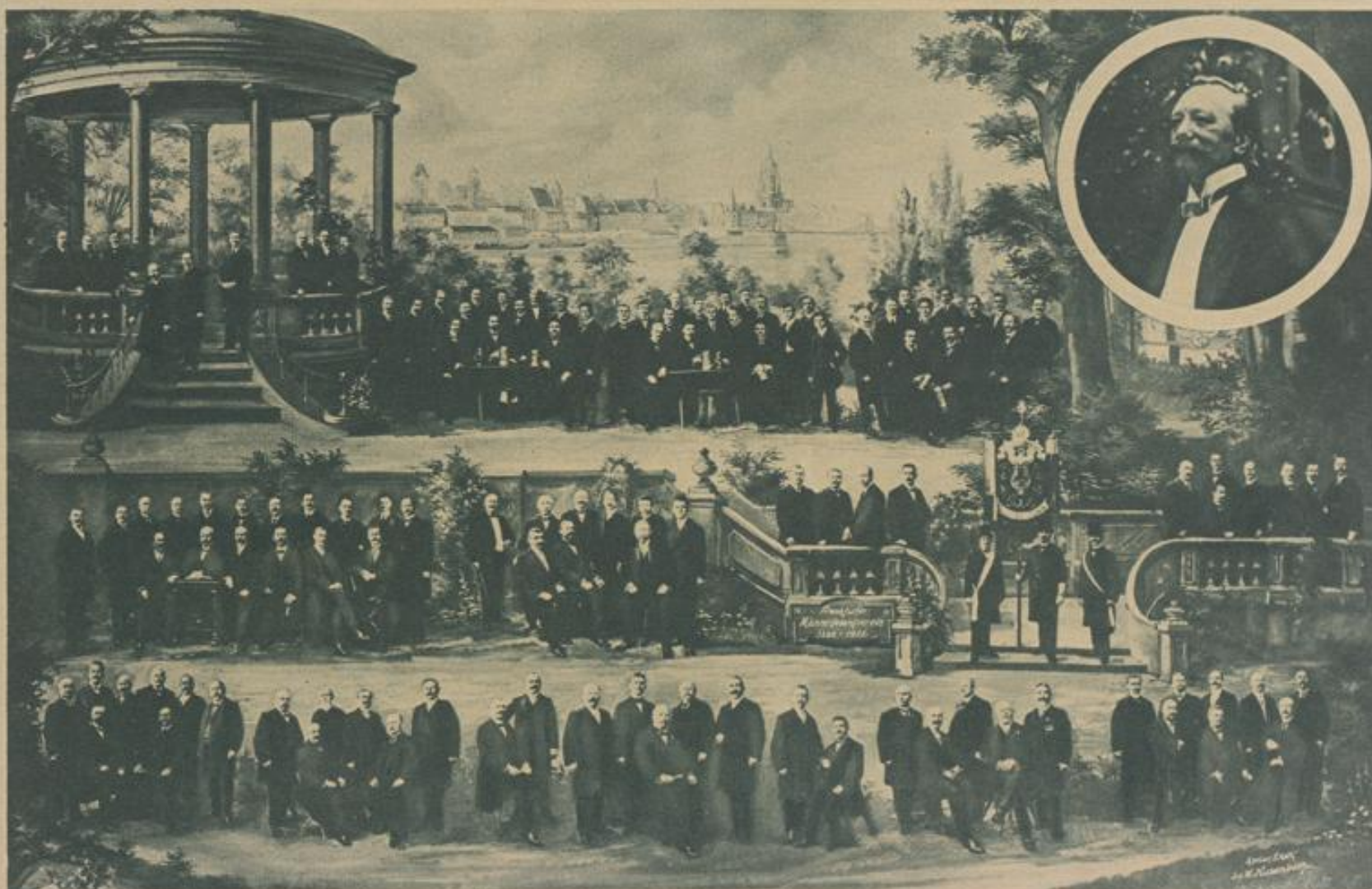
Die Eifersucht als Defektiv.

Weibliche Eifersucht sieht schärfer als der raffinierteste Detektiv, wie die Geschichte des Großkaufmanns Basil J. beweist. Diesem waren aus dem Sekretär seines Arbeitszimmers 23 000 Rubel in Banknoten auf ganz unerklärliche Weise gestohlen worden. Der Sekretär zeigte keine Spuren von Gewalt, und gar nichts deutete auf den Dieb. Die Gattin des Bestohlenen, eine wegen ihrer Energie gefürchtete Dame, kam am Tage des Diebstahls von ihrer Badereise zurück. Zwei Tage später meldete sie sich bei dem ihr bekannten Polizeidirektor. Hier entnahm sie einem mitgebrachten Paket ein dunkles Zofakissen, das leichte weiße Flecke aufwies, vier verschieden lange flossblonde Haare und drei an einer Gaumenplatte befestigte große Vorderzähne. „In Abwesenheit meines Mannes unterzog ich“, erklärte sie dem erstaunten Beamten, „sein Kabinett einer gründlichen Nachforschung. Das Resultat besteht hier in dem Zofakissen, in das, wie die Haare und die von Puder herrührenden weißen Flecken bezeugen, eine Frau ihren Kopf eingewühlt hat. Die drei Zähne lagen in



Ein jugendlicher Raucher im südlichen Mexiko,
wo die Mütter oft schon den Säuglingen eine Giftnudel in
den Mund stecken.
Aufgenommen von G. Landenberger.

einem Kästchen des Sekretärs und sind augenscheinlich von der — Dame verloren und von meinem sauberen Gemahl verwahrt worden. So, nun suchen Sie die Diebin.“ — Der Polizeigewaltige versprach, sein Bestes zu tun, und er hielt Wort. Die Haare entpuppten sich als sogenannte tote, d. h. abgestorbene Haare, sie waren aus einem falschen Zopf. Die Flecken des Zofakissens stammten faktisch von Schminke, wie die mikroskopisch-chemische Analyse ergab. Die wirklich prachtvollen Zähne paßten, so meinte ein Zahnkünstler, vortrefflich zu dem Gebiß einer Engländerin, die sich bekanntlich durch Größe und Schönheit ihrer Vorderzähne auszeichnen. Diese drei Indizien zusammen gaben ein Signalement, auf Grund dessen man sich die Damen der Demimonde von Petersburg näher ansah. Unter diesen war eine Engländerin, die sich schminkte, vier falsche Vorderzähne und einen falschen Zopf trug. Sie gestand alles ein. So konnte die wegen „ihrer Energie gefürchtete Dame“ ihrem verblüfften Gatten bis in die intimsten Details die Geschichte des Diebstahls erzählen.



Der Frankfurter Männergesangsverein hat kürzlich eine erfolgreiche Sängerfahrt nach Marburg-Kassel unternommen. Oben: Dirigent Königl. Musikdirektor Hans Rosenmeyer.

Der Krieg mit Serbien. — Die Kundgebungen des Publikums.



1. Der Demonstrationzug Unter den Linden.
2. Auf dem Weg zur Berliner österreichischen Botschaft.



Die ersten Extrablätter über den Konflikt werden von einem Balkon der „Frankfurter Zeitung“ unter die wartende Menge geworfen.

Bei der Lektüre der Extrablätter in der Kaiserstraße in Frankfurt a. M.



Vorm Schloß in Berlin.



Begrüßung der Schloßwache Unter den Linden.